

Josef Enengl (1926–1993)

„Das Mosaiktor
ist ein stummes Fossil
und steht am Anfang
jeder Erwartung.“
(Josef Enengl)

Es war vor etwa zehn Jahren, da hat mir Gerhard Jaschke nach einer Lesung in der Österreichischen Gesellschaft für Literatur einen Lyrikband von Josef Enengl ans Herz gelegt: „Schwarze Spiegel“. Nach den ersten Gedichten war mir sofort klar, mit welcher spielerischen Leichtigkeit hier Bilder von unglaublicher Wucht entstehen, Traumbilder, die an den literarischen Expressionismus eines Jakob van Hoddis erinnern, die eher dem Surrealismus verhaftet sind und so ganz und gar nicht den Strömungen der Nachkriegszeit in Österreich entsprechen. Seitdem stöbere ich in antiquarischen Beständen, und wann immer mir ein Enengl entgegenspringt, nehme ich ihn mit. An dieser Stelle sei dem Gerhard Jaschke für seinen unermüdlichen Einsatz gedankt, nicht nur den Josef Enengl, sondern so viele unserer Kolleginnen und Kollegen betreffend, die sich keiner Strömung exakt zuordnen lassen und sich dem Mainstream fast schon programmatisch entziehen. Was wäre mir entgangen, hätte ich Enengls so fantastische wie eigenständige Kleinode nicht kennengelernt!

Josef Enengl wurde am 4. September 1926 in Kallham am Hausruck in Oberösterreich geboren. Nach der Realschule absolvierte er in Linz, Graz und Wien das Studium der Germanistik und Philosophie und promovierte mit einer Dissertation über Søren Kierkegaard. Sein Interesse an bildender Kunst manifestierte sich in Essays und Studien über Fritz Wotruba oder Alfred Kubin, mit denen er auch persönlich befreundet war, oder über Pablo Picasso. Fünf Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs erschienen Enengls erste essayistische Arbeiten. Nach Publikationen in mehreren Literaturzeitschriften wie dem „Merkur“, den „Neuen Deutschen Heften“ und den „Neuen Wegen“ erschien im Jahr 1957 sein erster Gedichtband „Der Vogel Simurg“, der jedoch bald in Vergessenheit geraten sollte. Erst Ende der 1970er-Jahre wurden wieder Gedichte von ihm veröffentlicht, und zwar in der

1976 von Gerhard Jaschke und Hermann Schürer gegründeten Zeitschrift „Freibord“. 1979 – im Jahr seiner Aufnahme in den Österreichischen Schriftsteller/innenverband – erscheint in ebendieser Edition „Josef Enengl – Gedichte 1950–1978“, danach „Café Billroth und andere ausgewählte Gedichte“ (1980), „Goldgräberlöcher. Alfred Kubins Selbstgespräch. Sprungbilder (Drei Gedichtzyklen)“ (1981), „Schwarze Spiegel“ und „Der Lammradler“ (beide 1983), „Baudelaire ist das Genie der Fallschirmspringer oder: Der Stolz des Adlers kratzt mich am Rücken. Traumaufzeichnungen“ (1986) oder „Am Ursprung der Atmung. Phantastische Gedichte, Erzählungen, Studien, Essays, Traumaufzeichnungen“ (1987), „Linz – Tibet – Wien. Stenogramme“ und „Das bewegliche Inventar des Wettbüros“ (beide 1989). Das sind allesamt keine schreienden Titel, sie lassen vielmehr die Stille sprechen und erzeugen einen surrealen leisen Nachhall.

Der Schriftstellerkollege und Enengl-Experte Camillo Schaefer schreibt in seinem Klappentext zu dem „Freibord“-Sonderdruck „Josef Enengl – Neue Gedichte“ beinahe schon zornig: „Zäh ignoriert von Verlagswelt wie Kulturverdienstlern, registriert Enengl manieristisch seine Erschütterungen, die, vom Duktus der Umgangssprache denunziert, als fast mythische poetische Sendungen innerhalb der österreichischen Nachkriegslyrik ihresgleichen kaum wiederfinden.“ Und tatsächlich – man belehre mich, bitte! – habe ich bis heute kein Äquivalent in der heimischen Lyrik seit 1945 gefunden. Auf der ersten Seite dieses Lyrik-Heftchens finden sich folgende Zeilen:

„Ein Riesenhohlspiegel
darauf eine Spinne
unter schwarzem Mantel,
Billroths reflektierende Gedanken
erhalten durch sie ihr Signal
in schlafwandlerischer Sicherheit.
Daraufhin setzt sich der Billardtisch
in Bewegung und auf ihm leuchten
Millionen kleiner Lampen auf
immer wenn Billroth einen Gedanken

zu Ende denkt.
Dann flimmert ein
weisser Schmetterling
durch den Raum
mit Beinen aus Kristall.“

Hier wird ein Traumbild erzeugt, Halluzinationen eines Kaffeehausbesuchers, der das Treiben beobachtet und die Schwingungen hinter der Wahrnehmungsgrenze exakt wiedergibt. Der Dichter sieht Details im alltäglichen Trubel, blickt hinter die Fassade des Wahrnehmbaren, erfühlt und erkennt das hinter dem Spiegel befindliche Bild und beschreibt es ungeschönt.

„Aus Silberglocken bestehende
Seufzerbrücke.
Ein goldener Arm
beschwört den Kamin.
Eine Nachtigall streut die Haare
ihres Nestes
auf den täglichen Vulkan.“

Josef Enengl wollte nichts verklausulieren, vielmehr ging er den Bildern hinter seinen Motiven nach und suchte sie unkommentiert in Worte zu fassen. Dazu gehört auch der Mut, sich seinen eigenen Eindrücken hinzugeben, ihnen zu vertrauen und sich dabei dem allgemeinen Realitätsempfinden zu entziehen. Wer über die Fähigkeit verfügt, hinter die Fassade der Dinge zu schauen, die Dinge in ihrem Wesen zu erkennen und zu entlarven, kann wahrscheinlich gar nicht mehr anders agieren und wird eins mit seiner Tätigkeit, mit – wie im Falle Enengls – dem Beobachten, mit den Objekten seiner Beobachtungen und mit der Lyrik. Sein Linzer Kollege Christian Steinbacher bringt es auf den Punkt: „Für Dichter wie Josef Enengl, die mit ihrem Werk distanzlos verbunden sind, mag überhaupt zutreffen, dass man, um beide ganz zu verstehen, Werk und Dichter nicht gar zu getrennt sehen sollte.“

In „Schwarze Spiegel“ liest man etwa auf S. 66:

„Katzenaugen sind Krönung
und Sterben, sind Kammern
ohne Inhalt, Leere mit
Überschallgeschwindigkeit.“

Die meist nicht mehr als vier Zeilen zählenden Gedichte erzeugen ein Dauerstaunen, lassen uns eindringen in eine Wunderwelt ohne Schmuck. Enengl beschreibt in seinem Gesamtwerk keine großen Gefühle, baut keine Bilder des Effekts willen, er beschreibt vielmehr seltsame Vorgänge des Bewusstseins bei der Rezeption der Wirklichkeit in einer wunderschönen Schlichtheit, die man selten bei einem solch verunsichernden Vorhaben empfindet, begeht man doch für andere unsichtbare Pfade. Und spiegelt man, was seine Seele sieht, so klar und deutlich, öffnet man sich gänzlich, macht sich angreifbar und auch verletzlich.

Enengl ist ein Bildhauer der Sprache, seine Gedichte sind schnörkellose Perlmutterkulpturen von filigraner Zerbrechlichkeit, die in umso mehr Farben zu schillern beginnen, je länger man sie betrachtet. Sie hallen, wenn man das Buch schon längst weggelegt hat, an überraschender Stelle nach, als ob sie sich im eigenen Bewusstsein verhangen hätten. Ja, Enengls Lyrik ist ein Geschenk an die Nachwelt, in deren Bewusstsein sie einen Platz verdient hat, einen würdigen Platz. Doch wurde er, Träger des Förderpreises der Stadt Wien, des Theodor-Körner-Preises und – postum kurz nach seinem Tod verliehen – des Kulturpreises des Landes Oberösterreich, ebenso prominentes Mitglied der Grazer Autorinnen Autorenversammlung, stets nur so leise und zurückhaltend rezipiert, wie sein Leben und Werk selbst es waren. Daniel Böswirth sei hier ausdrücklich als rühmliche Ausnahme erwähnt, der „[Linz – Tibet – Wien. Stenogramme](#)“ für die Poesiegalerie rechtzeitig vor des Dichters 100er liebevoll wie berührend rezensiert hat. Um dem Gedenken an Josef Enengls Lebenslyrik oder Lyrikleben gerecht zu werden, ist es jedoch am allerbesten, einen Freund und Weggefährten zu Wort kommen zu lassen: „Ein Dichter“, schrieb Gerhard Jaschke in seinem Nachruf auf Josef Enengl, „Ein Phantast. Ein phantastischer Dichter. Eine einsame Größe (ein großer Einsamer?) ist nicht mehr. Ein Außenseiter, gewiss nicht nur des hiesigen Literaturbetriebs, jeglichen Betriebs.“

Armin Baumgartner, 2026